

PHYLLIS McDUFF

# VERMÄCHTNIS

Roman

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *Bequest*.

© 2015 Phyllis McDuff

Für die deutsche Ausgabe:

© 2018 Phyllis McDuff

Deutsche Übersetzung: Christine Lier

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Bild: © Kerry P. Rynne

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors: Buchschmiede von Dataform  
Media GmbH, Wien

[www.buchschmiede.com](http://www.buchschmiede.com)

ISBN: 978-3-99070-547-6

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

## INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung.....	5
1. Kapitel: Alte Erbstücke .....	13
2. Kapitel: Schmerzen.....	25
3. Kapitel: Entdeckung.....	35
4. Kapitel: Das Kinderzimmer .....	44
5. Kapitel: Fechten .....	54
6. Kapitel: Weihnachten .....	62
7. Kapitel: Die junge Königin.....	68
8. Kapitel: Die Traurigkeit .....	74
9. Kapitel: Anna verlässt Wien .....	82
10. Kapitel: Die Revolutionäre.....	95
11. Kapitel: Calais .....	105
12. Kapitel: Nach England.....	115
13. Kapitel: Anna kommt im Palast an .....	121
14. Kapitel: Die Chartisten .....	130
15. Kapitel: Annas Mission .....	139
16. Kapitel: Nach Triest .....	151
17. Kapitel: Von Venedig nach Triest.....	164
18. Kapitel: Monsieur Jean-Paul Rolland.....	174
19. Kapitel: Wien im Frühling.....	181
20. Kapitel: Zürich .....	196
21. Kapitel: Andreas schlägt Annas Operation vor.....	206

22. Kapitel: Reparatur.....	216
23. Kapitel: Die neue Anna.....	227
24. Kapitel: Zurück ins Dorf .....	240
25. Kapitel: Andreas kehrt zu seiner Einheit zurück .....	253
26. Kapitel: Ein Ehemann für Sybille .....	271
27. Kapitel: Distanz.....	285
28. Kapitel: Das Weiße Kreuz .....	301
29. Kapitel: Adieu .....	312
30. Kapitel: Don Giovanni .....	320
31. Kapitel: Marco .....	331
32. Kapitel: Zahlen im Stein.....	343
33. Kapitel: Zürich 2002.....	356
Epilog.....	362

## EINLEITUNG

März 1938 – Wien

Sie blieb auf der schattigen Seite der kleinen Straße, obwohl sie bis spät am Abend gewartet hatte. Sie nahm nicht an, im Freien irgendjemandem zu begegnen. Besonders nicht heute Nacht. Alle Menschen waren zutiefst verängstigt. Das heißt, alle außer jenen, die mit Feiern beschäftigt waren. Aber das fand im Zentrum statt, im ersten Bezirk, wo Cafés, Bars und Restaurants übergingen vor gut gekleideten Stammkunden und schneidigen Uniformen. Jene, die zu Hause blieben, hatten Angst – und die, die in der Dunkelheit dicht belaubte, enge Gassen entlang eilten, hatten am meisten Angst von allen. Aber Furcht war ein Luxus, den sie sich nicht leisten konnte. Er würde sie lähmen. Um zu überleben, musste Bettina handeln.

Sie hatte die letzten Tage damit zugebracht, von Haus zu Haus zu fahren, um eine falsche Zuversicht und Fröhlichkeit unter ihren Freunden zu verbreiten. Jenen, die ihr am nächsten standen, sagte sie laut und stürmisch Lebewohl, und sie bemühte sich, alle zu beruhigen und ihnen die Fluchtroute zu erklären... eine Route, die sie nicht nehmen würde.

Ihre engsten persönlichen Freunde würden sogar unter der Folter schwören, dass Bettina nach Ungarn gefahren war, und von dort weiter in Richtung Triest, wo sie den Hafen erreichen wollte. Ihr Auto, die sorgfältig gesammelten Kanister mit extra Benzin sowie ihr Fahrrad hatte sie in einem der unbenützten Ställe in der Fabrik versteckt. Dann war sie auf den Rücksitz gekrochen und hatte die Stunden des Wartens damit zugebracht, alle Einzelheiten ihres Plans im Geist noch einmal durchzugehen.

Ein paar Tage zuvor hatte sie so viel Bargeld wie möglich von ihren Konten abgehoben. Sie durfte nicht riskieren, die Aufmerksamkeit der

Banken zu erregen und sie hinsichtlich ihrer wahren Absicht zu alarmieren, daher war der Gesamtbetrag relativ klein und hauptsächlich in österreichischer Währung. Die Scheine waren zusammengerollt in der Lenkstange ihres Fahrrads versteckt. Bis sie das Geld brauchen würde, war es womöglich keine gültige Währung mehr. Die Noten würden sie als jemanden verraten, der vor kurzem in Österreich war. Unter dem Strich könnte das Geld alles noch gefährlicher machen und sogar mehr als nutzlos sein.

Jetzt war sie auf dem Weg zu ihrer letzten Mission. Sie erreichte den Abschnitt des Zauns, wo auf der anderen Seite des Gitters der Weg durch einen Teil des Gartens führte, der dicht mit Fliederbüschen und überhängenden Bäumen bewachsen war. Die Pforte schwang auf, wie um sie zu begrüßen. So wie immer. Sie hatte diesen Weg schon so oft genommen, seit ihrer Kindheit, eine heimliche Abkürzung, wenn sie von Ausflügen verspätet nach Hause kam und seelenruhig auf der Terrasse auftauchte, kurz bevor Nannys Stimme einen Fieberanfall bekam. Dann war sie lässig ins Haus geschlendert, mit einem Buch in der Hand, das sie unter einem Stuhl hervorgeholt hatte. Sie war doch die ganze Zeit da gewesen, wozu die Aufregung – wieder einmal?

Dieses Mal nicht. Diesmal würde sie nicht hineingehen. Diesmal wären die Konsequenzen, wenn sie entdeckt würde, vollkommen andere. So viele von ihren Freunden hatten sie gewarnt, dass sie diesmal verhaftet werden würde. Sie hatte die Anordnungen der Nazis nicht befolgt. Sie hatte das Dokument betreffend der Übergabe ihres Vermögens nicht unterschrieben. Und sie hatte dem Befehl, sich als jüdische Bürgerin registrieren zu lassen, nicht gehorcht. Aber es war nicht klug, jetzt an diese Gefahren zu denken. Es könnte ihre Entschlossenheit untergraben.

Sie ließ ihr Fahrrad unter einer Hecke des Nachbargartens, in dem sie jedes Versteck kannte. Um verräterische Fußspuren zu vermeiden, blieb sie auf dem Grünstreifen am äußersten Rand des Weges. Sie bückte sich so tief wie möglich hinunter und schlüpfte ins Unterholz, wobei sie darauf achtete, nicht gegen herabhängende Zweige zu streifen. Was wäre, wenn jemand sie von einem Fenster aus

beobachtete? Sie hörte, wie drüben in ihrem Haus jemand in schallendes Lachen ausbrach. Es kam aus dem Ballsaal im Erdgeschoß, der in hellem Lichterglanz erstrahlte.

Natürlich feierten sie diese Trophäe – die Villa, die Kunstwerke, das antike Kristallglas-Service, diese kostbare Sammlung ihrer Mutter, die exquisite Einrichtung, die Wäsche, das Silber und Porzellan. All die Dinge, die man ihr beigebracht hatte, in Ehren zu halten und zu lieben, waren beschlagnahmt worden. Aber sie war zu klug gewesen, um zu protestieren. Es war besser, am Leben zu bleiben.

Sie spannte ihre Muskeln an, weil sie meinte, einen Hund bellen gehört zu haben. Gottseidank waren die Neuankömmlinge noch vollauf mit ihrem Einzug beschäftigt. Sie hatten noch keine Wachhunde mitgebracht. Bettinas eigene treue Hunde waren wahrscheinlich vertilgt worden.

Aber wenn die neuen Bewohner sie nicht umgebracht hatten, dann waren diese Hunde jetzt ihre größte Bedrohung. Ihre Beine versagten, als sie an das vertraute Jaulen ihres geliebten „Gluck“ dachte.

„Lieber Gluck, wenn du noch am Leben bist, wenn du hier bist, beachte mich nicht! Bitte Gluck, versteh, dass ich nicht kommen kann. Wenn du eingesperrt bist, dann kann ich dich nicht freilassen. Beachte mich nicht, verzeih mir, leb weiter, wenn irgendwie möglich, aber halte mir bitte nicht die Treue!“ – Ein sinnloses, dummes Gebet. Seit seinem Babyalter hatte Gluck ihr vertraut, und Bettina wiederum hatte gewusst, dass sie sich auf die Stärke und den Mut dieses disziplinierten Wachhundes verlassen konnte, der darauf trainiert worden war, sie zu beschützen. Ohne diesen vertrauten, stillen Wächter hatte Bettina einen Hauch von Verwundbarkeit gefühlt.

Sie zweifelte daran, jemals wegzukommen. Einen Augenblick lang war sie von ihrem eigenen, vertrauten Garten hypnotisiert und begann, daran zu zweifeln, dass sie überhaupt fliehen wollte. Schatten der Vergangenheit gingen zwischen den Bäumen, die sie umgaben, aus

und ein: ihre Mutter, ihr Vater, ihr Bruder, deren Asche in diesem Boden lag. Sie wollte nahe bei ihnen bleiben – aber sie wollte auch leben.

Sie erreichte den Baum, den ihr Vater an dem Sonntagmorgen gepflanzt hatte, an dem sie geboren worden war. Eine große, starke Pappel, fast dreißig Jahre alt. So oft hatte Bettina ihre stille Unterstützung gesucht, wenn sie Pläne geschmiedet hatte. Sie bat den Baum dieses eine, letzte Mal um Hilfe, bevor sie mit dem Spaten tief in die Erde stach, die von der Schneeschmelze aufgeweicht war.

Trotz der Kälte bildeten sich Schweißtropfen auf ihrer Haut, vereinigten sich und liefen ihr in die Kleidung. Sie arbeitete in einem gleichmäßigen Rhythmus und ging ihren Plan im Geist noch einmal durch. Sie durfte sich nicht beeilen. Sie verließ sich auf den Umstand, dass der SS-Offizier, der gestern in ihr Haus eingezogen war, noch keine Zeit gehabt hatte, seine üblichen Abläufe und Routinen einzurichten. Es schien noch keine Wachen zu geben, die ihren Dienst versahen – warum sollten sie auch da sein? Was hatte er von Österreich zu befürchten, ein Land, das ihn willkommen heißen hatte?

Schaufel um Schaufel der feuchten Erde wurde von ihr entfernt, bis es nicht mehr weiter nach unten ging. Dann versenkte sie eine Tasche mit sorgfältig ausgewähltem Schmuck so tief in das Loch, wie sie das Paket nur hinein schieben konnte. Noch zweimal wiederholte sie ihre Bemühungen, die Tasche so weit wie nur möglich nach unten zu drücken.

Der Schweiß, der sich auf ihrer Haut bildete, kam nicht nur von der schweren, anstrengenden Arbeit. Es war der Angstschweiß, der ihr in die Augen lief, brennende Tränen erzeugte, ihre Kehle mit Bitterkeit füllte und ihr das Herz zusammenzog. Sie fühlte sich von Einsamkeit schier überwältigt. Wenn sie hier niedergeschlagen würde und spurlos verschwände – keine einzige Person würde auch nur nach ihr fragen. Niemand würde davon erfahren! Ihre Freunde dachten alle, sie wäre längst abgereist und sicher in Ungarn gelandet, wie sie es so



überzeugend als Ziel verkündet und dargestellt hatte. Sie hoffte, dass diese irreführende Information die Gestapo dazu verleiten würde, die fadenscheinige Ausrede zu glauben und in der falschen Richtung nach ihr zu suchen.

Zum Abschluss bedeckte sie die frisch aufgegrabene Erde mit Blättern, Schutt und Steinen und schickte sich an, den Garten zu verlassen. Vom Schatten des Baumes aus warf sie zum Abschied einen Blick auf den Weg.

Auf der kleinen Lichtung stand der steinerne Engel im Mondlicht. Seine Arme waren wie zum Segen ausgebreitet, und das offene Marmorband gab den Blick auf seine schmalen, eleganten Hände frei.

Viele, viele Male waren Bettinas Finger den Markierungen gefolgt und über die Zahlen geglitten, die in den Sockel eingraviert waren. Zahlen, die aussahen wie ein Geburtsdatum, aber in Wahrheit ein Code waren, der ihr vielleicht das Leben retten konnte.

In den Geschichten, die ihr als Kind auf den Knien der Mutter erzählt worden waren, war von einem Zugriff auf ein Fluchtkonto die Rede gewesen. Sie zwang sich, daran zu glauben, dass das mehr als nur Legenden gewesen waren. Mama, die sie fragen hätte können, lebte nicht mehr. Vielleicht war die Zahlenreihe der geflüsterte Segenswunsch ihres Schutzengels.

Während die Sekunden verstrichen, nahm Bettina all ihren Mut und ihre Entschlusskraft zusammen und bahnte sich vorsichtig ihren Weg. Sie bewegte sich leise von Schatten zu Schatten bis zum Tor, schlüpfte hindurch, lief ein Stück die Straße entlang, warf den Spaten in den Nachbargarten und tastete unter der Hecke nach dem Fahrrad. – Dann saß sie mit erhobenem Haupt auf dem Rad, trat in die Pedale, schwitzte und ermahnte sich, langsam zu fahren, um nicht aufzufallen.

Während sie fuhr, bebte ihr Körper im gleichen Rhythmus wie das Fahrrad, das über das Kopfsteinpflaster ratterte. Sie erinnerte sich an

jede Seitengasse, jede Allee, jeden dunklen Nebenweg, den sie noch nie benützt hatte, bis sie endlich die Grenzen der Ankerbrotfabrik erreichte. Sie folgte dem Zaun und erreichte den Stall, in dem das Auto abgestellt war. Natürlich hatte sie den Schlüssel; sie hatte alle Schlüssel, es war ihre Fabrik.

Es kostete sie Mühe, das Tor weit zu öffnen, und sie musste darauf achten, es geräuschlos zu tun. Sie wusste, dass ihr Fahrrad in den Kofferraum passte. Mit einem geübten Schwung hievte sie es an seinen Platz. Dann holte sie ihren Zobel vom Rücksitz. Sie würde den Mantel auf der Fahrt brauchen, und falls sie angehalten wurde, passte er gut zu ihrem ersten eigenen, auf sie zugelassenen Daimler. Das alte Trachtendirndl, das sie trug, war schmutzig vom Graben und würde auf den ersten Blick Argwohn erregen. Wenn jemand einen Blick unter den Pelzmantel warf, war sie verloren.

Von ihrem Chauffeur liebevoll gepflegt und gewartet, sprang der Wagen bei der ersten Berührung des Anlassers an. Bettina wandte sich mit dem Auto nach Westen, Richtung Innsbruck. Sie rechnete damit, dass man sie einer solchen Arroganz nicht für fähig halten würde – dass man ihr nicht zutrauen würde, die Frechheit zu besitzen, Österreich in seiner vollen Länge zu durchqueren und so in die Schweiz zu gelangen, statt durch eine viel nähere Grenze zu schlüpfen. Aber die nahe ungarische Grenze wurde bewacht, sie würde wie eine Falle hinter ihr zuschnappen und sie festhalten.

Wenn sie es andererseits auf den steilen, gewundenen Passstraßen über die Alpen schaffen würde, dann wollte sie das Auto stehen lassen und mit ihrem Fahrrad die Grenze auf den unbewachten Bergpfaden überqueren. Von da an ging die Fahrt bergab in die Schweiz, wo sie relativ sicher sein würde.

Natürlich würde das Auto gefunden und identifiziert werden. Der Pelzmantel würde auf dem Rücksitz liegen. Ihre Verfolger könnten sogar denken, dass der Köder zu offensichtlich war, sie könnten den

angebotenen Hinweisen vielleicht misstrauen – und diese Zweifel könnten ihr einen zeitlichen Vorsprung verschaffen.

Sie würden in der Schweiz nach ihr suchen, aber in ihrem abgetragenen Bauerndirndl hatte sie eine Chance. Sie würde die Grenze überqueren, sie würde auf das Konto zugreifen, und sie würde entkommen.

Der Daimler glitt geräuschlos aus dem Hof auf die Straße, während aus der Ferne Kirchenglocken die mitternächtliche Stunde anzeigten. Es war der 12. März 1938, Punkt Mitternacht. Sie befolgte sorgfältig Hitlers Anweisung und bog auf die ungewohnte rechte Fahrspur ein. Nachdem Österreich jetzt zu Deutschland gehörte, musste sie die deutschen Verkehrsregeln einhalten.

Bettina fröstelte. Sogar diesen Akt der Unterwerfung nahm sie den neuen Machthabern übel. Sie zog den Kragen ihres Pelzmantels höher, weil die kalte Nachtluft ihren Hals umfing.

Sie wollte in der Nähe von Feldkirch über die Schweizer Grenze fahren. Die hohen, wilden Alpen würden sie umarmen und verstecken, wie sie es immer getan hatten. In Zeiten von Trauer, Verwirrung und Verzweiflung hatten ihr die Berge immer Trost, Frieden und manchmal Weisheit geschenkt. Als Kind war ihre rebellische Natur oft durch ein paar Tage auf dem Landgut der Familie gezähmt worden; durch das Wandern über Waldpfade und Bergkämme, das Beobachten der Adler, wie sie durch die Lüfte schwebten und zum Ergreifen der Beute herabschossen. Dort hatte sie gelernt, ihre Aufmerksamkeit und ihre Kräfte zu bündeln. Spätere Abenteuer, wie die Pirsch auf Hirsche mit ihrem Vater, hatten ihr Tage der Gemeinsamkeit und Annäherung geschenkt.

Er liebte ihre drahtige Härte und verlangte nicht die üblichen, langweiligen, sozialen, weiblichen Mätzchen von ihr, die ihr so verhasst, aber gesellschaftlich „wichtig“ waren. Der Ski-Langlauf hatte ihr auch im Winter Zugang zur Wildnis verschafft. Als Gast war sie

schon oft entlang dieser Grenze gewandert und Ski gefahren, und jetzt rief sie sich ein besonderes Anwesen ins Gedächtnis.

Obwohl die Landstraße sich immer mehr zu einem Fußweg verengte, war sie sicher, dass das Auto sie zu einer Almhütte hoch oben in den Bergen bringen würde, an die sie sich gut erinnerte. Dort wollte sie das Auto in einem Versteck zurücklassen. Die Grundeigentümer würden – samt Gästen und Entourage – mit ihren Besuchen erst viel später in der Saison eintreffen, frühestens in einem Monat oder vielleicht zwei. Sogar wenn sie das Auto und den Mantel sofort fänden – würden sie es melden? Würden sie Anzeige erstatten? Sie dachte an diese Freunde, mit denen sie ihr Leben lang eng verbunden gewesen war und die jetzt starke Sympathien für die Nazis hegten. Sie überlegte, wie sie wohl reagieren mochten, wenn sie erfuhren, dass Bettina sich ausgerechnet über die Abhänge ihres Grundstücks „abgeseilt“ und in Sicherheit gebracht hatte?

Wenn ihr Plan aufging, dann war sie, wenn die Freunde die Flucht bemerkten, schon längst unten im Tal. Sie wäre schon lange in Zürich angekommen und in die Bank gegangen, wo sie die Zahlen des steinernen Engels benützen würde.

Sie wagte es nicht, noch mehr Mittel von ihren eigenen Konten abzuheben – sie wurden streng überwacht. Die mit Ködern ausgelegten Fallen würden binnen Minuten zuschnappen, wenn die Bank die neuen Machthaber über größere Abhebungen informierte.

Wenn die Berichte kein Mythos gewesen waren, dann würde das Geld vom Fluchtkonto ihr dabei helfen, Probleme zu lösen, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, und notfalls, wenn es nicht anders ging, musste sie lügen und Leute bestechen, um irgendwie nach Southampton zu kommen, auf ein englisches Schiff.

Der Engel flüsterte: „South“ – wie Southampton.

# 1. KAPITEL: ALTE ERBSTÜCKE

November 1950 – Sydney, Australien

Meine Mutter nahm das Armband aus einem eleganten, geschwungenen Etui aus rosafarbenem Leder. Damals war ich mehr von diesem Kästchen fasziniert als von seinem Inhalt. Heute ist mir bewusst, dass es für immer verschwunden ist. So viele Jahre sind inzwischen verflossen, und ich habe keine Hoffnung, es wiederzusehen. Ich erinnere mich an Mutters Stimme, wie sie mir erklärt hat, dass ihre Mutter das Armband von ihrer eigenen Mutter erhalten hat, die es zuvor von ihrer Großmutter empfangen hatte. Ich bemühe mich, mithilfe meiner Erinnerung herauszufinden, wie weit zurück diese Großmütter reichten und von welcher Seite der Familien sie abstammten. Die verbindenden Glieder der Kette lösen sich auf. Ich bin traurig über mein früheres, naives Desinteresse an den alten Mythen, die mir vor so langer Zeit erzählt wurden, während meine kindlichen Finger das Etui mit Scheu und Ehrfurcht gestreichelt haben.

Vor ein paar Tagen war meine Mutter von Österreich nach Hause gekommen. Während der ganzen Zeit – ein paar Monate lang – hatte ich sie verzweifelt vermisst. Es gab nie feste Zeiten für ihre Abwesenheit. Ich konnte nicht die Tage bis zu ihrer Rückkehr zählen, keine Wochen abhaken. Ich wartete ins Ungewisse hinein. Sie konnte ihre Rückkehr nicht für einen bestimmten Tag planen. Sie konnte erst kommen, wenn ihre Aufgabe erledigt, ihre Mission erfüllt war – und diese Aufgabe konnte sich endlos hinziehen, sie wurde hinausgezögert durch Anträge, die zu stellen waren, Vorbereitungen, gerichtliche Anhörungen und Vorsprachen bei Ministerien. Endlich gab es ein paar vage Beschlüsse und Bescheide von diesen Behörden, und meine Mutter war nach Australien zurückgekehrt. Und jetzt war sie mir fremd.

Dieses merkwürdige, gepflegte, nach Parfüm duftende Wesen mit seinen weichen, glatten Händen und Schuhen aus Schlangenleder war nicht die Mutter, an die ich mich erinnerte. Wo war die andere – die

ich zurück haben wollte? Die hier war sanft und freundlich, tastete sich behutsam an mich heran, beinahe scheu. Sie brachte mir Geschenke mit, ein paar Bücher, Malfarben, eine Spitzenbluse und Spielzeug zum Aufziehen, mit dem man Musik machen konnte. Dinge, die ich nicht richtig verstand und nicht haben wollte. Wenn ich doch nur meine echte, wilde Mutter zurückhaben könnte!

Allerdings hatte ich in den letzten Tagen ein winziges Aufblitzen der vertrauten Muster und Verhaltensweisen erlebt – für wenige Augenblicke. Aufmerksam und hoch konzentriert fügte ich diese Teile zusammen – einen Ton in ihrer Stimme, den ich wiedererkannte, eine Geste, an die ich mich erinnerte, einen flüchtigen Ausdruck, eine Redewendung, die mir vertraut war. Mit größter Anstrengung und Konzentration sammelte und baute ich mir aus diesen Stücken meine Mutter zusammen.

Nicht alles, was meine Mutter in der Zeit ihrer Abwesenheit erreicht hatte, waren ihre Fortschritte vor Gericht. Sie hatte auch nach dem Verbleib von Freunden und Verwandten geforscht – und gelernt, sich gegen bestimmte Reaktionen und Antworten auf ihre Fragen zu wappnen. Mit zitternden Händen hatte sie Daten und Reiseziele notiert, sogar dann, wenn die Informationen nicht verlässlich waren. Sie gaben Hoffnung, aber auch Aussicht auf weitere Trauer und Horrormeldungen – und sie brachte diesen seltsamen Mix nach Hause, zur österreichischen Gemeinde in Sydney, die in der Folge lebhaft forderte, sie daheim zu besuchen, um ihre Angaben zu verstehen und weitere Fragen zu stellen. Sie hat ihnen ihre Notizen schließlich im Wohnzimmer des Hauses meiner Tante in Sydney vorgelesen.

Während sie fort war, hatte es freudige Wiedersehen gegeben, glückliche Wiedervereinigungen und Treffen – und Wunder. Und jetzt, hier vor ihr auf dem Tisch, um den die Cousinen in der stickigen Hitze von Sydney versammelt waren, an einem späten Novembernachmittag im Jahr 1950, geschah vor unseren Augen ein weiteres Wunder. Die Familienjuwelen, der Schatz der Familie, wurde der nächsten Generation vorgestellt. Nur diese uralten, kostbaren Stücke hatten den

Krieg überlebt. Der Baum im Garten der Villa Mendl hatte seine Wurzeln über die dicken Ledertaschen gebreitet, hatte die frisch aufgewühlte Erde mit goldenen Blättern bedeckt und hatte sich tapfer gegen den Frost behauptet, hatte den Bomben getrotzt und den Schatz vor allen Gefahren und Feinden sicher geschützt – ganze zwölf Jahre lang.

Es war ein cleverer Schachzug gewesen, den Schatz ausgerechnet im Garten jenes Hauses zu vergraben, das Baron Gustav Otto von Wächter nach dem Anschluss in Besitz genommen hatte. Wer würde es wagen, in die Residenz dieses ranghöchsten Nazi-Kommandanten einzudringen und ihn zu bestehlen?

Die Augen meiner Mutter funkelten, als sie uns die Geschichte noch einmal erzählte. Wie sie heimlich bei Nacht zurück auf ihr Grundstück geschlichen war, einen Platz zum Vergraben gesucht und eine Stelle gewählt hatte, die weit abseits der Gehwege lag. Tiefer und tiefer im weichen Erdreich zwischen den Bäumen hindurch hatte sie sich ihren Weg gebahnt. Unter den verschlungenen Wurzeln dieses besonderen Baumes hatte sie schließlich mit der Schaufel ein Loch ausgehoben und in diese tiefe Höhle – gerade so weit hinunter, wie sie mit ihrem Arm reichte – hatte sie das Paket versenkt und um die Tasche und Wurzeln herum noch viel Erde geschaufelt und festgedrückt.

All der übrige Familienschmuck war „verschwunden“. Die Diamanten, die nach Frankreich geschickt worden waren, um sie dort in einem Safe aufzubewahren, waren irrtümlich fehlgeleitet worden und im Banktresor von jemand anderem gelandet. Der Versuch, andere Wertsachen nach England zu transferieren, war gescheitert. Der Transport wurde an der Grenze entdeckt. Alle diese Schätze und Wertgegenstände wurden als Beute in die Hände der Nazis gespült. Die Kisten, die nach Zürich geschickt worden waren, scheinen nie angekommen zu sein. Nur diese Juwelen hier, sie waren in Sicherheit – die alten, kostbaren Stücke, die vom Baum bewacht und von meiner Mutter vor ein paar Wochen wiedergefunden wurden. Und jetzt

erzählte sie die Geschichte von jedem einzelnen Stück, weil niemand anderer mehr am Leben war, dem sie sie weitergeben konnte.

Ich war acht Jahre alt und klein genug, um mich durch die Reihen der anderen nach vorne zu meiner Mutter zu quetschen und mich an ihren Oberschenkel zu lehnen. Sie legte die Schmuckschachteln auf einen niedrigen Tisch. Jede war so geformt, dass sie perfekt zu dem Stück im Inneren passte. Manche waren mit Wappen und anderen Emblemen verziert, andere trugen einen goldenen Rand. Aber eine von ihnen war perfekt. Sie hatte die Form eines Hufeisens. Was für ein Schmuckstück könnte sie beinhalten? Ich dachte an ein winziges Pferd, ganz aus Gold, mit Augen aus Edelsteinen.

Die Stimme meiner Mutter ertönte von Neuem, als sie Fragen beantwortete. „Probier es an!“, sagte sie zu meiner schönen Cousine mit den roten Haaren, während sie eine Smaragdhalskette aus ihrer Schachtel nahm. Alle lachten, als Nigi ihr Haar in die Höhe hielt, während ihr das Halsband angelegt und an den richtigen Platz gerückt wurde. Ihre grünen Augen funkelten, als man ihr die dazugehörigen Ohringe ansteckte. Einen Augenblick lang hielt sie still, und dann wirbelte sie durch den Raum, hielt ihre rot-goldenen Locken hoch über dem Kopf, und der glitzernde grüne Fleck funkelte wie Wasser an ihrem Hals.

Und meine Mutter erzählte die Geschichte: „Vor langer Zeit, in einem fernen Land...“, während meine Augen vor Aufregung schwammen – auch aufgrund der Hitze und der Denkwürdigkeit der Ereignisse, die hier geschahen.

Ich starrte auf die hufeneisenförmige Schatulle, bis meine Mutter es bemerkte. Sie umschloss sie mit einer Hand und drückte mit dem Finger der anderen auf einen winzigen Stift, und die Schachtel sprang auf.

Innen lag – auf einem schmalen Seidenband – ein Armband aus Goldfäden, zu einem Zopf geflochten, der das Bildnis einer jungen



Frau mit Blumen im Haar umrahmte. Ihre Augen begrüßten mich, während sie im Raum herumgereicht wurde, bis der Deckel der Schatulle sich wieder über ihr schloss. Ich habe nicht nach einer Inschrift auf dem Boden der Schachtel gesucht. Ich habe auch die Inschrift auf dem Innenfutter der Schatulle nicht gelesen. Ich wusste nicht, dass es sich bei der Frau um Victoria handelte.

Fünfundzwanzig Jahre später, im Jahr 2000, wühlte ich mich durch die Papiere meiner verstorbenen Mutter – durch Entwürfe und Skizzen, halbfertige Notizen an ihre Enkelkinder, Glückwunschkarten zu festlichen Anlässen und Todesnachrichten von Freunden, die uns vorausgegangen waren.

Das alles war in Kartons verpackt und an mich adressiert, um es zu sortieren und aufzubewahren. Es war meine Aufgabe, ich war die ältere Tochter. Und als einer der Vollstrecker des Testaments erhielt ich auch den Familienschmuck. Ein halbes Jahrhundert war es her, seit ich die Kollektion als Ganzes gesehen hatte. Heute betrachtete ich sie aus einer neuen Perspektive. Statt eines Haufens von hübschen, glitzernden Steinen erkannte ich jetzt vor allem die Kunstfertigkeit, die Meisterschaft der handwerklichen Arbeit dahinter und war beeindruckt von der subtilen Emaille- und Goldschmiedekunst auf höchstem Niveau.

Ich sah die Geschichte der langen, langsamen Reise der Mendls aus dem fernen Osten Europas, die um das Jahr 1600 begonnen haben musste. Das Miniatur-Bildnis der Mutter Gottes, auf eine kleine Tafel gemalt, zeigt eine Madonna der russisch-orthodoxen Kirche – „nicht mit einem Heiligenschein, sondern als Königin des Himmels mit einer Krone gekrönt“, wie mir ein Experte später ehrfürchtig zuflüsterte.

Hier ist ein Anhänger aus Rubinen und Emaille, in dem eine Krone und die Jahreszahl 1770 eingraviert sind. Wer hat ihn in Auftrag gegeben und warum? Aus welchem Anlass sollte mein unbekannter Vorfahr von damals geehrt und gefeiert werden? Womit hatte er diese Auszeichnung verdient? Ich möchte etwas über sein Leben wissen und

denke über den Preisträger nach, während meine Phantasie sich Bilder von feierlichen Zeremonien und Lobreden ausmalt.

Ich greife zu einem schweren Stück, das in eine weiße Leinen-Serviette eingewickelt ist. Das Armband, das zwischen ihren Falten zum Vorschein kommt, stellt meine Erinnerung daran in den Schatten und übertrifft alle Erwartungen.

Das Herzstück ist eine bezaubernde Miniatur der jungen Königin Victoria. Auf ihrer Rückseite ist eine Inschrift eingraviert: „From Victoria R May 1849“. Der Empfänger wird nicht genannt. Auf den ersten Blick vermute ich, es müsste leicht sein, seinen Namen herauszufinden. Es müsste doch Aufzeichnungen über solche Geschenke geben – in alten Hauptbüchern, Inventarlisten und Tagebüchern.

Ich halte das Armband in meiner Handfläche und starre staunend in die Augen von Königin Victoria. Ich möchte ihr Fragen stellen. Wem hast du dieses zauberhafte Bild geschenkt? Warum hast du nicht den Namen des Empfängers eingravieren lassen? War das ein Geheimnis?

Dieses Schmuckstück wird der erste Gegenstand meiner Forschung sein. Die täglichen Ereignisse und Abläufe im Leben einer Königin sind gut dokumentiert. Ich verfüge über ein Datum. Ich werde den Empfänger und den Anlass bald herausfinden. Also mache ich mich auf die Suche.

Ich finde heraus, dass Miniatur-Maler die charakteristischen Gesichtszüge der Adelsfamilien sowohl in Sitzungen einfingen und studierten, als auch durch das Kopieren von Werken anderer anerkannter Portrait-Maler ihrer Zeit erlernten, deren Reisen von einem Königshaus zum anderen genau erfasst und überliefert sind. Die beliebtesten Miniatur-Maler wurden innerhalb des Hochadels weiter empfohlen und in den Salons eingeführt. Sie entwarfen Andenken, persönliche, vertrauliche Geschenke und Ausschnitte aus historischen

Ansichten – in einer Zeit, in der es noch keine Fotografie gab, die uns mit Bildern versorgte.

Die untersuchten Daten bringen mich zu der Überzeugung, dass Sir William Ross meine Miniatur gemalt haben könnte, dessen Lebensdauer und Arbeit genau in die Victorianische Ära passt. Er erfreute sich größter Hochachtung, und seine Arbeiten wurden sorgfältig katalogisiert – aber ich suche die Kataloge vergeblich.

Ich ziehe Vergleiche zwischen meiner Miniatur und jenen, die in den vielen Nachschlagewerken erfasst sind. Es scheint, dass nur mein Bild eine inoffizielle Darstellung ist. Eine Königin mit Blumen im Haar. Keine Krone. Kein Halsband. Keine königlichen Insignien. Es kann daher kein offizielles, zeremonielles oder diplomatisches Geschenk gewesen sein. Vielmehr scheint es auf eine Zuneigung eher persönlicher Art hinzuweisen – aber wer stand Victoria nahe genug, um sie zu einer solchen Intimität anzuregen?

In den stillen, heiligen Hallen von Bibliotheken erkenne ich langsam auch andere Aspekte des Bildes. Sie trägt darauf eine Brosche mit einem Saphir, umrahmt von zwölf Brillanten, die am Tag vor ihrer Heirat Prinz Alberts größtes Geschenk an sie war. Am 9. Februar 1840 schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Mein liebster Albert gab mir eine herrliche Brosche, die wirklich wunderschön ist: ein großer Saphir, umringt von Diamanten.“

Meine Quelle enthüllt mir ein Portrait von Königin Victoria von Franz Xaver Winterhalter, auf dem sie diesen herrlichen Saphir trägt, aber es gibt keine Blumen im Haar, und ihr Gesichtsausdruck ist traurig – ganz anders als die strahlende junge Königin auf dem Armband. Nachdem ich inzwischen gelernt habe, noch genauer hinzusehen, erkenne ich das Medaillon, das sie trägt; ein kleines Herz aus Glas, ebenfalls ein Geschenk von Albert. Darin hat Victoria eine Locke von seinem Haar aufbewahrt, abgeschnitten an dem Abend, an dem sie ihm ihren Heiratsantrag gemacht hat – eine unumgängliche Vorschrift des

Protokolls, weil sie zu dem Zeitpunkt bereits Königin war. Es war ihre Aufgabe, ihm den Antrag zu machen.

Also schrieb ich einen Brief an Schloss Windsor und legte Fotos bei:

„Lieber Leiter des Archivs,  
Ich untersuche die Herkunft und Geschichte eines Armbandes aus Gold und Emaille... Ich habe gehört, dass Ihr Archiv Aufzeichnungen über Zahlungen besitzt, die vielleicht ... aufdecken könnten... Ich wäre außerordentlich dankbar für jeden Hinweis ...“

Die Zeit verging ohne Ergebnis, bis ich endlich eine Antwort erhielt:

„Das Bild der Königin stammt in der Tat nicht von Sir William Ross, sondern wurde von .... einem Aquarellisten namens Guglielmo Faija gemalt, der von ... bezahlt wurde... Die Königliche Sammlung besitzt eine Kopie davon. Es handelt sich gewiss um ein außerordentlich schönes Stück. ... Ich habe nichts gefunden, was darauf hinweisen könnte, wer der Empfänger gewesen sein könnte...“

Und dann finde ich Kopien von Briefen der königlichen Prinzessin, die von der Herzogin von Sutherland gebeten wurde, ihr einen Künstler zu empfehlen:

„Der geeignetste Mann wäre Faija, der dauernd für meine liebe Mama malt, und sie hat mir aufgetragen, Dir seinen Namen zu nennen, weil sie ihn für den besten hält...“

Ich picke an der verschorften Wunde meiner Neugier herum. Ohne Druck, eher nachlässig, nur ab und zu, manchmal nachdrücklicher. Mein Vorwärtsdrängen scheint zu keinem Ergebnis zu führen. Vielleicht sollte ich zurück an den Anfang gehen – als ich das Armband zum ersten Mal sah – nach Sydney, zurück zu dem stickig heißen Novembernachmittag im überfüllten Wohnzimmer meiner Tante, als ich ein unwissendes, acht Jahre altes Kind war.